

DEUTSCHLANDS BÜRGERKRIEG

HISTORISCHER ROMAN



Goldentod

MARKUS WILLINGER

[Richard I](#)

[Martin I](#)

[Marie I](#)

[Wallenstein I](#)

[Richard II](#)

[Wallenstein II](#)

[Richard III](#)

[Marie II](#)

[Wallenstein III](#)

[Richard IV](#)

[Martin II](#)

[Wallenstein IV](#)

[Benjamin I](#)

[Richard V](#)

[Martin III](#)

[Richard VI](#)

Die Deutschlands Bürgerkrieg Saga

Band III

Heldentod

Impressum:

Titel: Heldentod – Deutschlands Bürgerkrieg Saga 3

Autor: Markus Willinger

Verlag: Winterfeld Verlag

Lektorat: Anne von Proeck

Cover: Petra Rudolf

Richard I

(Halle an der Saale, Herbst 1631)

Richard fühlte sich wie in einem Traum.

Es war ein Traum, den er immer wieder gehabt hatte. Nicht dann, wenn er schlief, sondern dann, wenn er seinen Gedanken erlaubte umherzuwandern. Er lief immer gleich ab. Schon seit seiner Kindheit. Seitdem er wusste, was die Worte Konfession und Freiheit bedeuteten.

In Richards Traum waren die Protestanten nicht länger geknechtet und sie wurden nicht länger verfolgt. Sie versteckten sich nicht, sie ließen sich nicht gängeln. Im Gegenteil. Sie hatten sich erhoben und vereint. In Richards Traum standen die Protestanten zusammen. Sie waren selbstbewusst und mutig. Angeführt von einem strahlenden König. Einem gutmütigen, aber entschlossenen Mann, der den katholischen Unglauben aus dem Reich fegte und selbst die Kaiserkrone in Besitz nahm.

In den letzten Jahren hatte Richard diesen Traum aus seinen Gedanken verbannt. Träume hatten in der Politik nichts verloren, man musste sich am Realistischen halten. Nicht vernichtet werden, einen Modus Vivendi mit den Katholiken finden, das waren Richards Ziele geworden. Seinen Traum hatte er vergessen.

Doch seit dem protestantischen Sieg bei Breitenfeld war er zurückgekehrt.

Richard saß in seinem Arbeitszimmer in der Festung von Halle. Der Raum war nicht besonders groß, dafür voller alter Möbel und staubiger Luft, doch das störte Richard nicht. Er liebte seine Arbeit und saß gerne an seinem Schreibtisch und beantwortete Briefe.

Denn davon gab es unzählige. Seit Breitenfeld wandte sich jeder Fürst im Reich an die siegreichen Schweden. Die Protestanten wollten Gustav Adolf ihre Unterstützung

versichern, die Katholiken sich vor der Rachsucht des Königs schützen. Richards Antworten fielen immer gleich aus. Höflich, aber bestimmt forderte er die Protestanten auf, sich ihnen anzuschließen – dabei schrieb er auch stets gleich, wie viele Truppen und wie viel Geld man von ihnen erwartete –, und forderte die Katholiken zur Einstellung sämtlicher feindseliger Handlungen und der Übergabe ihrer Festungen auf. Wer weiterhin Teil der katholischen Liga blieb, konnte nicht mit Gnade rechnen.

Richard gab sich Mühe, diese Dinge ohne Genugtuung zu schreiben. Denn das wäre eines Meisterdiplomaten nicht würdig gewesen. *Zum Glück können die Fürsten nicht sehen, dass ich ihre Briefe mit einem breiten Grinsen beantworte.*

Richard lehnte sich in seinem Stuhl zurück und erlaubte seinen Gedanken herumzuwandern. Tilly war verletzt und geschlagen nach Bayern getrieben worden, die Kaiserlichen hatten keine Reserven mehr und das Heer der Liga war vernichtet. Umgekehrt standen Schweden jetzt der Reichtum und die Macht ganz Norddeutschlands zur Verfügung. Die protestantischen Heere wurden mit jedem Tag größer.

Gustav Adolf ist der kommende Mann. Seine Freunde lieben und seine Feinde fürchten ihn. Immer offener wurde davon gesprochen, dass Gustav Adolf der nächste Kaiser des Reichs werden könnte. Kaiser Ferdinand war alt, und so wie die Machtverhältnisse lagen, wurde ein protestantischer Nachfolger immer wahrscheinlicher.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Das war nicht ungewöhnlich. Richard war mittlerweile ein einflussreicher Mann, der sich mit vielen anderen einflussreichen Männern traf. Dabei umgingen sie oft die umständlichen diplomatischen Kanäle und trafen einander direkt in ihren Arbeitszimmern.

Zwei Männer traten ein. Richard kannte sie gut, er hatte bei Breitenfeld Seite an Seite mit ihnen gekämpft. Jedenfalls mit einem von ihnen, denn der andere war vom Schlachtfeld geflohen. Einer von ihnen war alt und dick und hatte Ringe wie von zu viel Alkohol unter den Augen. Der andere war jünger, ebenfalls dicklich, doch auch muskulös. Es waren der sächsische Kurfürst Johan Georg und sein Feldmarschall Hans Georg von Arnim. Beide stünden in normalen Zeiten weit über Richard, der nicht mehr als ein landloser Graf war. Doch die Zeiten waren nicht normal. Richard war derzeit einer der wichtigsten Berater des schwedischen Königs und die Sachsen waren in Ungnade gefallen. Die sächsischen Truppen hatten in der Schlacht bei Breitenfeld eine schlechte Figur abgegeben. Die meisten waren zusammen mit Johan Georg geflohen, nur ein kleiner Kern der sächsischen Armee unter Arnim und Richard hatte die Stellung gehalten. Richard war dafür belohnt worden, Arnim aber wurde trotz seines Mutes die Schuld am Zusammenbrechen des sächsischen Heeres gegeben.

Es gab gegenwärtig keinen Zweifel mehr daran, dass die Sachsen im Ernstfall bestenfalls unzuverlässige Verbündete waren.

Richard erhob sich. »Meine Fürsten«, sagte er und verbeugte sich tief. »Wie kann ich Euch helfen?«

Der Kurfürst und sein Feldmarschall tauschten einen Blick, den Richard mit Interesse zur Kenntnis nahm. Johan Georg räusperte sich. »Heute findet eine Besprechung statt?«

Richard nickte. »Der König hat seine wichtigsten Berater, Generäle und Verbündete zusammengerufen. Sicher seid Ihr auch anwesend?«

Johan Georg senkte seinen riesigen Schädel. »Natürlich sind wir das«, brummte der Kurfürst. »Aber darum geht es nicht.«

»Wir wollen mit Euch reden, Hoheneck«, meldete Arnim sich zu Wort.

Richard blickte die beiden vorsichtig an. Der Tonfall der Männer gefiel ihm nicht. »Worüber?«

»Über Euch«, sagte Johan Georg und blickte ihn beinahe väterlich an. »Ihr seid bekannt dafür, vielen Herren zu dienen. Den böhmischen Rebellen, den Niederländern, den Dänen und jetzt den Schweden. Man fragt sich, wem dient Ihr wirklich?«

»Ich diene dem deutschen Protestantismus«, sagte Richard ohne Zögern. Das war seine Richtlinie. Er verbündete sich stets mit der Macht, die den Protestanten am ehesten weiterhelfen konnte.

»Manche sagen, Ihr dienet ausschließlich dem schwedischen Imperialismus«, warf Arnim ein.

»Die Interessen der deutschen Protestanten und der Schweden sind dieselben.«

»Sind sie das?« Der Kurfürst sah ihn zweifelnd an. »Die Schweden sind uns zu Hilfe gekommen, sicher. Aber sie sind fremde Eroberer.«

»Sie sind Befreier«, sagte Richard unmissverständlich. Planten die Sachsen etwa einen Verrat und wollten sehen, ob sie ihn auf ihre Seite ziehen könnten? Wenn ja, dann hatten sie sich geirrt. Richard wusste, was er und der deutsche Protestantismus den Schweden zu verdanken hatten.

Er atmete tief ein. »Sprecht besser nicht weiter«, erklärte er betont ruhig. »Ansonsten müsste ich dem König Eure nächsten Worte berichten. Seit Breitenfeld hat er ohnehin geringes Vertrauen in Sachsen, und jetzt entschuldigt mich bitte. Die Königin hat nach mir verlangt.«

Die beiden blieben schweigend zurück, während Richard das Zimmer verließ. Die Königin hatte nicht wirklich nach ihm verlangt, doch sie würde ihm die kleine Notlüge

verzeihen. Richard *wollte* Gustav Adolf nicht berichten müssen, dass die Sachsen unzuverlässig waren. Das entsprach zwar der Wahrheit, doch solange Schweden siegreich blieb, würde Johan Georg nicht offen die Seiten wechseln. Jedenfalls hoffte Richard das.

Er ging durch die Hallen des Rathauses, in dem sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Lange würden sie hier nicht bleiben, denn Schwedens Aufgaben in Mitteldeutschland waren alle erfüllt. Sie hatten die Kaiserlichen vertrieben, das Umland befreit und eine Truppe abgestellt, die die Ruinen von Magdeburg zurückerobert und die Stadt wieder aufbauen sollte. Die schwedischen Truppen würden schon bald in den Süden marschieren. Die Frage war nur: Wohin genau?

Da er schlecht zurück in sein Arbeitszimmer gehen konnte, entschied Richard sich, einen Rundgang durch die Stadt zu unternehmen. Eine gute Gelegenheit, um unter Leute zu kommen und die Stimmung der einfachen Menschen zu erforschen.

Er wusste nicht genau, wohin er ging, doch als es zu regnen begann, suchte er das nächstgelegene Gasthaus auf. Die Stube war vollgefüllt. Allerlei Leute aus allen Gegenden des Reichs tummelten sich an den Tischen und unterhielten sich ausgelassen. Eben war ein junger Mann aufgestanden, der lauthals verkündete, von seinem Gesellenlohn eine Runde ausgeben zu wollen.

»Spar dein Geld doch lieber!«, rief ein alter Mann und klopfte dem Jungen gutmütig auf die Schulter.

Eine feiste Frau hörte es und mischte sich ein. »Recht hat er. Spare in der Zeit, dann hast du in der Not!«

Doch der junge Mann lachte nur. »Wenn es nur so wäre!«, rief er und plötzlich verstummten die Gespräche und alle wandten sich ihm zu. Der Junge setzte einen trotzigsten Gesichtsausdruck auf. »Es stimmt doch!«, sagte er und

blickte in die Runde. »Was man uns immer erzählt hat, ist längst nicht mehr wahr. Wer spart, macht sich zur Zielscheibe. Spare in der Zeit und die Schweden stehen vor deiner Türschwelle und nehmen es dir weg! Oder die Kaiserlichen oder die Bayern oder sonst irgendwelches Pack!«

Richard hörte aufmerksam zu, entschied sich aber, nicht selbst das Wort zu ergreifen. Sein Beruf machte es notwendig, die Stimmungen und Meinungen der einfachen Leute zu kennen. Oft hatten diese ein viel klareres Bild als die hohen Herren.

Er rechnete damit, dass der junge Mann nun auf Widerspruch stoßen würde. Sicherlich würde man ihm sagen, dass die Schweden und die Kaiserlichen nicht miteinander zu vergleichen seien. Die einen hatten die Menschen unterdrückt, die anderen kamen, um sie zu befreien. Doch zu Richards Überraschung prosteten viele dem Jüngling zu.

»Hört, hört«, rief einer. Und: »Recht hat er! Egal was du aufbewahrst, irgendwer will es rauben!«

Angeheizt von Zustimmung und Bier hielt der Jüngling plötzlich seinen Geldbeutel in die Höhe. »Es gibt da ein Mädchen, das ich seit Jahren will«, rief er. »Ich hatte nie das Geld für sie. Aber jetzt schon! Heute Nacht werde ich zu ihr gehen und sagen: Nimm dir, was du willst, Margarethe, aber gib *mir*, was *ich* will!«

Die Runde lachte. Vor dem Krieg hätte man geschockt reagiert, doch die Moral war dem Krieg schon längst zum Opfer gefallen, genauso wie jede Vorsicht. Carpe diem lautete das Motto. Nutze den Tag, denn wer weiß, ob du einen weiteren erleben wirst.

Richard bestellte sich ein Bier und unterhielt sich in einer Ecke des Raumes mit einigen Händlern. Diese berichteten dasselbe. Im ganzen Land ging es drunter und drüber. Die

Leute gaben ihre Heimat auf und flohen aus den Kriegsgebieten in die Gegenden, die bislang vom Krieg verschont worden waren. Doch diese Gegenden wurden immer weniger.

Niemand baute mehr etwas, niemand plante auf die Dauer, niemand strengte sich an. Die Menschen waren zu Blättern geworden, die von den Winden des Krieges mal hierhin und mal dorthin getrieben wurden.

Wenn Richard solche Geschichten hörte, fragte er sich manchmal, ob Elizabeth nicht doch recht gehabt hatte. *Ist dieser Krieg den Preis wert, den er uns kostet?*

Die Leute erzählten, wie sie unter den schwedischen Soldaten litten. Wie diese sich gnadenlos an ihrem Wohlstand bereicherten und ihnen langsam das Blut aus den Adern saugten. Den meisten schien es egal zu sein, ob die Kaiserlichen oder die Schweden den Krieg gewannen. Solange der Krieg nur endlich zu Ende ging.

Zwar gab es Sympathien für die protestantische Sache, doch niemand schien zu glauben, dass Gustav Adolf wirklich für die Freiheit ihres Glaubens kämpfte. »Das ist doch alles Geschwätz«, sagte ein alter Mann bitter. »Was interessiert so einen, ob wir unseren Glauben leben dürfen? Dem geht's doch nur um sein schwedisches Imperium!«

Viele nickten zustimmend. Richard schwieg. Zwar wurde auch Kaiser Ferdinand nicht geliebt, denn die Menschen hatten Magdeburg und Wallenstein nicht vergessen, doch die Schweden waren dabei, den Rückhalt in der Bevölkerung zu verlieren.

Richard dachte an das Gespräch mit den Sachsen. Wenn das so weiterging, könnte es den Kaiserlichen gelingen, das Bündnis zwischen deutschen Protestanten und den Schweden zu zerstören. Das durften sie unter gar keinen Umständen zulassen.

Richard entschied, den König aufzusuchen und die Angelegenheit mit ihm zu besprechen.

Gustav Adolf hatte eine ehrwürdige Händlervilla im Herzen der Stadt in Beschlag genommen. Richard, der für die schwedischen Beziehungen mit den deutschen Fürsten verantwortlich war, ging dort beinahe täglich ein und aus.

Der Regen hatte mittlerweile nachgelassen, doch die Straßen waren voller Wasser. Nach der Lebendigkeit im Wirtshaus kam ihm die Stadt wie ausgestorben vor. Sicher, das lag am Regen. Doch auch daran, dass die Bevölkerung das Weite suchte und sich entweder in ihren Häusern oder auf dem Land verkrochen hatte. »Versteckt eure Töchter und Frauen«, lautete die allgemeine Parole, wenn Soldaten eine Stadt betraten.

War ich so von meinem eigenen Traum gefangen, dass ich nicht sah, dass die Schweden nicht als Befreier, sondern zunehmend als fremde Eroberer gesehen werden?

Nachdenklich machte Richard sich auf den Rückweg.

»Eure Majestät, ich muss mit Euch reden.«

Richard klopfte gegen die schwere Eichentür, die zu Gustav Adolfs gegenwärtigem Arbeitszimmer führte. Er war ein häufiger Gast und konnte es sich darum leisten, ohne Vorankündigung aufzutauchen.

»Herein«, ertönte der gewohnte Ruf und Richard stieß die Tür auf.

Das Arbeitszimmer war ihm vertraut. Der König ließ stets einige Wagen mit seinem Lieblingsmobiliar mit sich führen. Diese Möbel wurden dann in Gustav Adolfs Hauptquartier gebracht, damit er in gewohnter Umgebung seine Entscheidungen treffen konnte.

Der König liebte dunkle Ledermöbel und elegante Lehnstühle. In einem dieser Stühle saß Gustav Adolf auch in diesem Augenblick. Er hatte den Kopf nach hinten gelegt

und blickte zur Decke. Vor dem König saß ein Mann, den Richard lange nicht gesehen hatte. Er war riesig, hatte schwarzes Haar und trug einen grauen Spitzbart, dazu einen eleganten, schwarzen Mantel. Er war das genaue Gegenteil des blonden Gustav Adolfs, der eine blaue Uniform angelegt hatte.

»Eure Majestät, Reichskanzler Oxenstierna«, sagte Richard respektvoll und verbeugte sich vor den beiden Männern. Er und Oxenstierna tauschten einen vielsagenden Blick. Sie hatten in der Vergangenheit in verschiedenen Lagern gestanden. Richard hatte versucht, die Schweden zum Eintritt in den deutschen Krieg zu überreden, während der Kanzler das Gegenteil gewollt hatte.

»Ich wusste nicht, dass Ihr nach Deutschland kommen würdet«, sagte Richard höflich.

Oxenstierna verzog das Gesicht. »Glaubt mir, ich wäre lieber in Schweden geblieben.«

»Ich habe Kanzler Oxenstierna hierher gerufen, um die deutschen Länder zu verwalten«, sagte Gustav Adolf und warf dem Kanzler einen scharfen Blick zu. »Der Großteil der unter schwedischer Herrschaft stehenden Länder und Menschen befindet sich zurzeit in Norddeutschland. Unser Reich wird ab jetzt von Deutschland aus regiert.«

»Wenn das so ist, dann sind die deutschen Protestanten Eure Untertanen«, stellte Richard fest.

Der König nickte. »Das sind sie, oder sie werden es zumindest sein, wenn ich zum nächsten Kaiser gewählt werde.«

Richard atmete tief ein. »Dann solltet Ihr Euch bemühen, die Liebe Eurer Untertanen zu gewinnen. Die Deutschen werden immer unzufriedener mit ihren schwedischen Herren.«

Richard rechnete es dem König hoch an, dass dieser weder verächtlich das Gesicht verzog, noch Richards

Bedenken einfach abtat. Stattdessen sahen ihn die stahlblauen Königsaugen ernst an. »Und was, meint Ihr, löst diesen Meinungsumschwung aus?«

»Die schwedische Politik.«

Richard fürchtete sich nicht davor, offene Worte zu sprechen. Im Gegenteil, genau das erwartete Gustav Adolf von ihm.

»Die Leute hier wurden jahrelang von Wallensteins Söldnern gegängelt. Jetzt wurden sie befreit, aber ihr Leben hat sich kaum verändert. Darum verlieren sie den Glauben daran, dass eine der beiden Seiten *ihre* Seite ist.«

Richard hatte sich in Rage geredet.

Der König wollte antworten, doch der Kanzler kam ihm zuvor. »Und was genau sollten wir tun, um die Liebe des Volkes zu behalten?«, fragte er mit seiner tiefen Stimme.

»Die Kontributionen reduzieren«, antwortete Richard sofort. Er war niemand, der Beschwerden übermittelte, ohne zugleich einen Lösungsvorschlag zu unterbreiten. »Außerdem müssen die Plünderungen eingestellt werden, die Soldaten erhalten ihren Sold, der muss reichen.«

»Und womit sollen wir das bezahlen?«, wollte Oxenstierna wissen.

»Es müssen mehr Geldmittel und Vorräte aus Schweden hergebracht werden«, sagte Richard, erntete damit aber nur das Gelächter des Kanzlers.

»Stimmt, wir haben ja gerade erst in Lappland eine neue Goldmine entdeckt«, höhnte Oxenstierna. »Selbst die schwedischen Bauern tragen jetzt goldene Umhänge.«

Der König rieb sich die Stirn. »Wir können es uns nicht leisten, die Kontributionen zu reduzieren«, erklärte er. »Unser Heer ist riesig. Es sind weit über hunderttausend Soldaten, und nur ein Fünftel davon sind Schweden. Der Rest sind deutsche Söldner, die wir unbedingt bezahlen müssen, oder sie laufen zum Feind über.«

»Aber Schweden bekommt doch Hilfszahlungen aus den Niederlanden und sogar aus Frankreich«, protestierte Richard. »Es muss doch eine Möglichkeit geben, diesen Krieg zu führen, ohne die deutsche Bevölkerung in den Hungertod zu treiben.«

Oxenstierna verzog spöttisch das Gesicht. »Was habt Ihr Euch denn vorgestellt, als Ihr uns gebeten habt, dem Kaiser den Krieg zu erklären?«, fragte er. Oxenstierna wandte sich an den König. »Ich habe es immer gesagt. Wir können uns diesen Krieg nicht leisten. Egal wie viele Hilfszahlungen wir bekommen. Die einzige Möglichkeit, unsere Heere zu finanzieren, ist, das zu tun, was Wallenstein gemacht hat. Land und Leute ausplündern.«

Gustav Adolf sah Richard schuldbewusst an. »Ich fürchte, der Kanzler hat recht.«

Richard nickte enttäuscht. Hatte er in all den Jahren wirklich nicht mehr erreicht, als eine Besatzungsmacht durch eine andere zu ersetzen?

Richard stand auf und blickte nachdenklich aus dem Fenster. »Dann müssen wir den Krieg so schnell wie möglich gewinnen.«

»Hoheneck hat recht«, antwortete der Kanzler und ließ seine dunklen Augen von Richard zum König wandern. Dann stand auch er auf. »Deutschland ist riesig. Es hat zehnmal mehr Einwohner als Schweden. Man könnte hier ewig Krieg führen. Mal diese oder jene Stadt erobern, mal dort eine Schlacht gewinnen oder verlieren. Aber entschieden würde der Krieg erst nach Ewigkeiten.«

Das war genau das, was auch Richard fürchtete.

Seit wann sind Oxenstierna und ich einer Meinung?

»Was schlägt Ihr vor?«, fragte der König.

»Ihr solltet mit all Euren Truppen nach Böhmen und dann weiter nach Wien marschieren«, erklärte Richard. Der Gedanke begeisterte ihn. Wien war das Zentrum der

kaiserlichen Macht. Nur wenn die Stadt fiel, würde Kaiser Ferdinand in den Augen des Reichs und der Welt gestürzt sein.

Oxenstierna blieb stehen und musterte Hoheneck aufmerksam, dann nickte er. »Das wäre am besten. Marschieren wir gegen Wien, dann zwingen wir Ferdinand abzdanken und bringen die Kurfürsten dazu, Euch zum nächsten Kaiser zu ernennen.«

Richard und Oxenstierna blickten auffordernd zum König. Wenn er das Heer gegen Wien führte, könnte dieser Krieg noch im nächsten Jahr enden.

Doch Gustav Adolf schüttelte den Kopf.

»Wenn ich das täte«, sagte er bedächtig und deutete auf die Landkarte an der Wand, »dann wären wir völlig von den Sachsen abhängig. Was, wenn die Sachsen die Seiten wechseln? Wir wären von der Küste und allen Verstärkungen abgeschnitten. Was dann?« Gustav Adolf sah sie auffordernd an, doch keiner von ihnen wusste eine Antwort.

»Ich sage es Euch. Wir würden eingekesselt, ausgehungert und vernichtet werden. Ich will mein Schicksal nicht von Johan Georgs Loyalität abhängig machen.«

Der König hatte Gründe, seinen Verbündeten zu misstrauen. Die Sachsen waren ihm nur widerwillig und spät zur Hilfe gekommen, auch dann nur, weil ihnen Kaiser Ferdinand keine andere Wahl gelassen hatte.

»Was sollen wir also tun?«, wollte Oxenstierna wissen.

Gustav Adolf ließ seinen Blick zwischen ihnen umherwandern. »Wir brechen die Macht der katholischen Liga in Westdeutschland und Bayern. Die Kaiserlichen haben Wallenstein zurückgeholt. Er wird ein neues Heer aufstellen, aber das wird dauern. Solange die Kaiserlichen wehrlos sind, werden wir Bayern verwüsten und die Pfaffengasse besetzen.«

Richard blickte auf die Karte. Die Pfaffengasse war ein Spottname für die reichen katholischen Bistümer in Westdeutschland. Zu ihr gehörten die Bistümer Trier, Aachen, Mainz und Köln. Die Bischöfe dort bildeten zusammen mit Bayern den Kern der katholischen Liga. Ihre Gebiete zu erobern würde nicht nur die Liga schwächen, sondern auch neues Geld in die Hände der Schweden spielen.

Doch eine Sache bereitete Richard Sorgen. »Ihr wollt Bayern verwüsten?«, fragte er mit einer schlimmen Vorahnung.

Der König lehnte sich nach vorne. Seine hellblauen Augen kamen Richard zum ersten Mal kalt und mitleidlos vor. »Ja«, sagte er düster. »Maximilian von Bayern führt seit dreizehn Jahren Krieg, und doch sind seine Länder bislang vom Krieg kaum betroffen gewesen. Es wird Zeit, ihm die Folgen seiner Taten vor Augen zu führen. Jede Stadt und jedes Dorf, das sich uns nicht sofort ergibt, wird niedergebrannt. Wenn alles gut geht, marschieren wir noch im Frühjahr in München ein.«

Richard schluckte. Bayern niederzubrennen mochte militärisch sinnvoll sein. Aber es würde die Schweden endgültig zu fremden Eroberern machen.

»Ihr dürft München nicht plündern!«, protestierte Richard.

Der König schüttelte den Kopf. »München wird auch nicht geplündert. München hat ein anderes Schicksal.«

Richard schluckte schwer. »Welches?«

Der König blickte ihn kalt an. »Kennt Ihr nicht das neue Wort, das die Leute seit kurzem verwenden?«

»Was für ein Wort?«

»Wir werden München magdeburgisieren.«

Martin I

(Wien, Winter 1631)

Es war die deprimierendste Versammlung des Wiener Hofrats, an der Martin di Simioni jemals teilgenommen hatte. Fürst von Eggenberg hielt wie immer seinen allgemeinen Lagebericht, und doch war nichts wie üblich.

Bislang war die Stimmung bei den Versammlungen zwar manchmal angespannt, doch immer zuversichtlich gewesen. Jetzt dagegen war sie schlichtweg verzweifelt.

»Wir sind dabei, den Krieg zu verlieren«, beendete Fürst von Eggenberg seinen niederschmetternden Vortrag. Ihr Heer hatte sich aufgelöst und die Schweden eroberten eine Stadt nach der anderen. Martin konnte einfach nicht glauben, wie schnell und plötzlich sich das Blatt gewendet hatte.

Noch vor wenigen Wochen schienen wir unbesiegbar. Wir waren in der Überzahl und hatten den vermeintlich besseren Feldherren. Jetzt ist Tillys Armee ausgelöscht und die Ketzer können ungestraft katholische Länder verwüsten.

Martin schauderte bei dem Gedanken, was die Schweden in Süddeutschland anrichten würden. Sie hatten eben erst die Nachricht erhalten, dass Gustav Adolfs Hauptheer dabei war, den Main zu überqueren. Aus München erreichten sie deswegen zunehmend verzweifelte Hilferufe.

Schlimmer noch. Die Niederlage bei Breitenfeld hatte auch die Politik in Wien auf den Kopf gestellt. Seit Jahren kämpften in Wien die treuen Katholiken mit den gemäßigten Realpolitikern um Einfluss. Bislang hatte die katholische Fraktion sich immer durchgesetzt, doch Martin merkte wohl, dass es ihnen zunehmend an schlagkräftigen Argumenten fehlte. Den Katholiken drohte nicht nur die Gefahr, den Krieg gegen die Schweden zu verlieren, sondern auch den inneren Konflikt in Wien.

Schon jetzt hatten die Gemäßigten eine Reihe schmerzhafter Siege errungen. Zuerst hatten sie durchgesetzt, dass der gottlose Wallenstein wieder das Kommando über die kaiserlichen Streitkräfte erhielt. Wallenstein. Martin blickte wütend zu dem Herzog von Friedland, der extra für diese Besprechung nach Wien gereist war. Arrogant, wie er war, riss Wallenstein auch gleich das Wort an sich.

»Anders als beim letzten Mal«, erklärte Wallenstein in rechthaberischem Tonfall, »kann ich den Aufbau des Heeres nicht aus eigener Tasche finanzieren.« Auf diese Nachricht folgte sofort ein Stöhnen der Ratsmitglieder. Österreich führte seit Jahren Krieg und die Schatzkammer war leer. Man hatte gehofft, dass Wallenstein wieder einspringen könnte.

»Aber Ihr seid der reichste Adelige im Reich!«, protestierte Fürst von Trautmannsdorf, der wie Wallenstein und Fürst von Eggenberg zu den Gemäßigten gehörte.

Wallenstein zuckte beinahe gleichgültig mit den Schultern. »Nicht mehr. Mein Vermögen hat der Krieg längst verschlungen und mein Financier Hans de Witte ist ... verstorben. Die österreichischen Erblände werden selbst für die Aufstellung des Heeres aufkommen müssen.«

Die Ratgeber sahen einander sorgenvoll an.

»Wie viele Soldaten braucht Ihr denn?«, fragte Eggenberg behutsam, so als fürchtete er die Antwort.

Wallenstein verzog das Gesicht zu einem grimmigen Ausdruck. »Gustav Adolf hat über einhunderttausend Soldaten«, sagte er. »Aufgeteilt auf verschiedene Heere. Sein Hauptheer marschiert nach Bayern, die Sachsen sind in Böhmen und Schlesien eingefallen und weitere deutsch-schwedische Verbände besetzen den Rhein und Nordwestdeutschland.« Wallenstein blickte die Runde eindringlich an. »Wenn ich ihn schlagen soll, dann benötigen wir wenigstens genauso viele Truppen«, sagte er ernst. »Wir

müssen die Festungen zwischen Bayern und Österreich sichern, die Sachsen aus Böhmen vertreiben und am Ende Gustav Adolfs Hauptheer herausfordern.«

»Das ist unfinanzierbar!«, meldete sich mit Pater Lamormaini erstmals ein Vertreter der katholischen Fraktion zu Wort. Martin musterte seinen langjährigen Förderer. Lamormainis Haare waren ergraut und seine Haut hat eine ungesunde, fahle Farbe angenommen. Lamormaini hatte in den letzten Wochen viel von seinem alten Elan und seiner alten Kraft verloren. *Wenn er sie nicht wiederfindet, dann wird es an mir liegen, in die Bresche zu springen und seine Rolle zu übernehmen. Wir dürfen jetzt nicht aufgeben.*

Wallenstein schlug mit der Faust auf den Tisch. »Es *muss* finanzierbar sein!«, rief er und zog ein Stück Papier hervor. »Aber ich habe bereits mit dem Unwillen des Hofrats gerechnet. Hier sind die Maßnahmen, die wir sofort umsetzen müssen, um das Heer zu finanzieren.«

Wallenstein entfaltete das Papier und las vor.

»Erstens: Die Steuern in den Erblanden müssen erhöht werden. Alle Städte und Adeligen müssen eine Sonderabgabe bezahlen. Österreich muss eine Anleihe bei seinen Ständen annehmen. Zweitens: Alle staatlichen Handelsrechte müssen verkauft werden. Drittens: Die Kirche, zu deren Verteidigung dieser Krieg geführt wird, hat eine Sonderabgabe zu bezahlen. Ebenso wie die reichen Klöster. Wir haben bereits eine Basis für das neue Heer und können es nach dem Vorbild des alten aufstellen, aber ich brauche die dafür nötigen Gelder.«

Die Ratgeber tauschten fassungs- bis ratlose Blicke. Wallensteins Vorschläge waren unvorstellbar radikal.

»Er hat recht«, hörte Martin sich zu seiner eigenen Überraschung sagen. Es kam nicht oft vor, dass er mit dem gottlosen Herzog einer Meinung war, doch im Augenblick

waren ihre Interessen identisch. Sie mussten die Schweden besiegen. Neugierig wandte die Runde sich ihm zu.

»Wallenstein hat recht«, wiederholte Martin. »Wir müssen größere Opfer bringen. Gott hat uns diese letzte Prüfung auferlegt, um uns zu testen. Wir müssen alles aufgeben. Alle Eitelkeiten, allen Reichtum, allen Tand. Wir müssen uns dem heiligen Krieg anschließen, die Schweden vernichten und Deutschland in ein katholisches Land verwandeln!«

Ja, das war es. Das war ihr Schicksal. Martin hatte sich in Rage geredet und dabei erwartet, wie immer auf Zustimmung zu stoßen. Doch mit Ausnahme von Pater Lamormaini blieben die Blicke der Ratsmitglieder kalt.

»Nein, das ist nicht meine Position«, erklärte Wallenstein mit schneidender Stimme und strich sich das lange, dunkle Haar aus dem Gesicht.

»Was fällt Euch ein? Das ist die Position des Kaisers und damit auch die Eure«, widersprach Martin.

Wallenstein schüttelte den Kopf. »Die Zeit der Maximalforderungen ist vorbei«, sagte er bestimmt. »Wir sind aus einer vorteilhaften Position in diese Katastrophe gelangt. Warum? Weil wir zu viel gewollt haben.«

Es war der alte Streit. Als die kaiserlichen Heere von Sieg zu Sieg geeilt waren, hatten Martin, Lamormaini und die restlichen Mitglieder der katholischen Fraktion in Wien ein Edikt durchgesetzt, das den deutschen Protestanten ein Viertel ihres Gebietes nahm. Dieses Edikt war ein großer Teilsieg und garantierte, dass der deutsche Protestantismus langfristig vernichtet werden würde. Doch Wallenstein war von Anfang an dagegen gewesen.

»Das Restitutionsedikt hat die deutschen Protestanten in die Arme der Schweden getrieben«, erklärte Wallenstein auch jetzt. »Wir sollten sofort Verhandlungen mit Sachsen und Brandenburg aufnehmen. Wenn wir von den Maximalforderungen abrücken und das Edikt

zurücknehmen, können wir sie vielleicht zurück auf unsere Seite bekommen.«

Noch vor einem Jahr wäre auf so eine Forderung ein Sturm der Entrüstung gefolgt. Selbst Fürst von Eggenberg hatte sich irgendwann nicht mehr getraut, offen Kritik an dem sogenannten Restitutionsedikt zu üben. Jetzt aber hatte sich die Lage gewandelt. Die Ratsmitglieder schwiegen, manche von ihnen nickten sogar.

Sie haben Angst. Sie sind bereit, alles, was wir erreicht haben, aufzugeben, weil sie sich vor den Schweden fürchten. Sie glauben, dass Gustav Adolf schon bald in Wien stehen könnte.

»Mein Vater ist nicht bereit, das Restitutionsedikt aufzugeben«, ertönte es plötzlich von der Tür her. Alle wandten sich um.

Ein junger Mann stand an der Türschwelle und rieb sich nachdenklich das Kinn. Er war groß, hatte eine geschwungene Adelsnase und langes, braunes Haar. Er trug eine teure, aber nicht unnötig geschmückte Uniform.

Die Ratsmitglieder erhoben sich und verbeugten sich auf der Stelle. Selbst Wallenstein.

»Eure Majestät«, murmelten sie. Martin und Lamormaini tauschten einen Blick.

Der junge Mann hieß Ferdinand. Er war Kaiser Ferdinands ältester Sohn und Nachfolger, den jetzt schon alle Ferdinand III. nannten. Ferdinand III. hatte erst kürzlich den Titel des Königs von Ungarn erhalten und machte Anstalten, in Zukunft eine größere Rolle in der österreichischen Politik zu spielen. Der Thronfolger trat ein und musterte die Ratsmitglieder eindringlich. Er war ein selbstbewusster Mann. Bei Ausbruch des Krieges war er nur zehn Jahre alt gewesen, doch je älter er wurde, desto mehr beteiligte er sich an den politischen Ereignissen. Er hatte eine spanische

Prinzessin geheiratet, mit dem Ziel, die alte Allianz zwischen Österreich und Spanien zu erneuern.

»Mein Fürst«, sagte Eggenberg huldvoll. »Wir hatten keine Ahnung, dass Ihr in Wien seid.«

Ferdinand III. bedeutete ihnen, sich zu setzen, und nahm selbst in der Runde Platz. »Mein Vater hat mich aus Graz herbeigerufen«, erklärte er. »Er fühlt sich seit längerem nicht wohl und möchte, dass ich seinen Rat beaufsichtige.« Beinahe beiläufig übernahm der Thronfolger die Führung der Sitzung. »Wie ich eben schon sagte: Mein Vater ist nicht bereit, das Restitutionsedikt aufzugeben. Wir werden einen anderen Weg finden müssen.«

Ferdinand III. galt als Realpolitiker. In nahezu allen anderen Punkten unterstützte er daher die Vorschläge Wallensteins.

Die Besprechung schritt voran und Martin und Lamormaini fühlten sich zunehmend isoliert. Unter der Führung des Thronfolgers wurden die Details der Aufstellung des Heeres und verschiedene Steuerfragen besprochen. Die beiden Priester wurden dabei behandelt, als seien sie überhaupt nicht anwesend. Lamormaini behielt eine kühle Miene, doch Martin wusste, dass er insgeheim vor Wut kochte.

Der schwedische Sieg hat unsere Fraktion entmachtet, stellte Martin entsetzt fest. *Wir sind irrelevant geworden.*

Sie mussten einen Weg finden, ihren Einfluss zu erneuern.

Die Ratsmitglieder besprachen die Finanzierung des Feldzugs. Wallenstein forderte eine horrende Summe, die nicht allein mit den Mitteln der Erblande aufgebracht werden konnte. Ferdinand III. verblüffte alle mit dem Hinweis, dass er sich an ausländische Geldgeber wenden wolle. »Ich habe mit dem spanischen Botschafter gesprochen«, erklärte er. »Wir können mit Geldern aus der Lombardei rechnen.«

Das Herzogtum der Lombardei umfasste das fruchtbare Land in Norditalien rund um die reiche Stadt Mailand, die unter spanischer Herrschaft stand. Wenn die Spanier ihnen den Reichtum der Lombardei zur Verfügung stellten, hatten sie vielleicht noch eine Chance.

»Priester di Simioni, ich möchte, dass Ihr und Pater Lamormaini Eure Kontakte nach Rom nutzt. Ihr werdet zum Heiligen Vater reisen und ihm klarmachen, dass wir diesen Krieg zur Verteidigung *seiner* Kirche führen. Der Papst wird uns Geldmittel zur Verfügung stellen, die uns helfen, ein Heer gegen Gustav Adolf anzuführen.« Der Thronerbe wartete Martins Antwort gar nicht ab, sondern blickte zu Wallenstein. »Wie lange werdet Ihr brauchen, um das Heer auf die Beine zu stellen?«, fragte er.

Der Generalissimus zögerte. »Den Winter und Frühling wenigstens. Im Sommer werden wir bereit sein.«

Ferdinand III. nickte, als hatte er keine andere Antwort erwartet. »Und was können wir in der Zwischenzeit tun, um den schwedischen Vormarsch aufzuhalten?«

Alle blickten den Generalissimus erwartungsvoll an. Doch Wallenstein zuckte nur mit den Schultern.

»Gar nichts.«

Nach der Versammlung traf Martin sich mit Pater Lamormaini. Martin war aufgebracht.

»Wir werden an den Rand gedrängt!«

Der alte Lamormaini legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. »Keine Sorge mein Freund, noch haben wir Möglichkeiten. Die schwedischen Erfolge auf dem Schlachtfeld verbessern unsere diplomatischen Optionen.« Er holte tief Luft. »Niemand will einen totalen schwedischen Sieg sehen, und es gibt noch eine katholische Macht, die wir auf unsere Seite bekommen könnten.«

Martin wusste, von wem Lamormaini sprach. Es gab nur eine Großmacht in Europa, die sich noch nicht offen auf die eine oder andere Seite gestellt hatte. Frankreich.

»Die Franzosen sind Verräter«, sagte Martin angewidert. »Sie haben die schwedische Invasion mit ihrem Geld unterstützt.«

»Ja.« Lamormaini nickte. »Aber warum? Frankreich wird von Kardinal Richelieu regiert, und der ist trotz seiner Machtgier ein Mann Gottes. Er hat aber auch die Interessen Frankreichs im Sinn und er fürchtete ein vereintes Deutsches Reich im Herzen Europas, da ein solches die europäische Politik notwendigerweise dominieren würde. Darum wollte er einen Sieg des Kaisers verhindern.«

Martin überlegte blitzschnell. »Wenn also die Schweden zu erfolgreich werden und Gustav Adolf droht, sich selbst zum deutschen Kaiser krönen zu lassen ...«

»Dann hätte Frankreich plötzlich ein vereintes, bis an die Zähne bewaffnetes, schwedisch-deutsches Großreich an seiner Grenze. Das kann Richelieu erst recht nicht wollen.«

Martin überlegte. »Aber das hilft uns im Augenblick nicht. Wir müssen jetzt vor allem den Thronfolger davon überzeugen, dass die katholische Sache noch Aussicht auf Erfolg hat.«

Lamormaini nickte. »Du solltest noch morgen nach Rom aufbrechen. Wenn es dir gelingt, die Kurie zu überzeugen, uns Geld zur Verfügung zu stellen, beweisen wir, dass wir noch nicht erledigt sind. Ich werde dir eine schriftliche Empfehlung mitgeben.«

Martin hatte noch keine Zeit gehabt, um über seine Reise nach Rom nachzudenken. Er kannte die Stadt natürlich. Schließlich hatte er am Collegio Romano studiert. Doch damals war er ein einfacher Priester und Student gewesen, jetzt aber ... ja, was war er jetzt eigentlich?